

Geschlossene Gesellschaft

SOZIALER BRENNPUNKT Im Soldiner Kiez von Berlin bleiben die Migranten häufig unter sich. Die Eltern geben an ihre Kinder weiter, dass sie chancenlos sind. Wer rauswill, muss einige Widerstände überwinden

Von Jan Kuhlmann

Mahmud ist einer, der es schaffen könnte. Raus aus dem sozialen Abseits, rein in den Fahrstuhl nach oben. Seine Erzieher aus dem Jugendtreff „Frisbee“ in Berlin-Wedding sagen, der Sohn libanesischer Einwanderer gehöre zu denen, die auch mal über ihre Zukunft nachdenken. Ein 16-Jähriger nicht nur mit breiten Schultern, sondern auch mit hellem Kopf. Unten auf der Straße brüllen sich andere Jungs in seinem Alter gerade Wörter zu, die so unflätig sind, dass sie besser nicht in der Zeitung stehen sollten. Mahmud sitzt in einem oberen Stock des Jugendtreffs, wie man in seinem Alter nun mal sitzt: lässig zurückgelehnt, kurze Haare, in Turnschuhen, Jeans und Sportjacke, der Tracht seines Milieus. Er sagt, er wolle Polizist werden, und lächelt ein wenig, als habe er etwas Verwegenes ausgesprochen. Noch geht er in die neunte Klasse, und spätestens an diesem Punkt fangen die Probleme an. Wenn er Pech hat, kommt er gar nicht in Klasse zehnte.

An den Noten liegt es nicht, die sind gut genug. Mahmud, der eigentlich anders heißt, zieht sein Portemonnaie aus der Tasche und holt einen Zettel heraus, den er zusammengefaltet immer bei sich trägt. Es ist ein Brief, den seine Klassenlehrerin geschrieben hat. Die Dame muss gekocht haben vor Ärger. An Deutlichkeit jedenfalls fehlt es ihr nicht. Mahmud falle im Unterricht „durch ungezogenes, freches Benehmen auf“, heißt es in dem Schreiben, und es wird klar, dass es zwei Mahmuds gibt: den charmanten, der vor einem sitzt, und den renitenten, der seiner Lehrerin das Leben vergällt. „Sie haben mir nichts zu sagen“, pöbelte er sie neulich an. Oder: „Heul weiter!“ Beim Schulpraktikum in einer Autolackiererei flog er zwischendurch raus, weil er einfach zwei Tage nicht auftauchte. „Zu langweilig“, sagt er. „Immer nur den Boden schrubben und Autos aussaugen.“ Jetzt soll er von der Schule.

Er wäre ein Gescheiterter mehr. Davon gibt es viele im Soldiner Kiez, wo Mahmud und seine Familie leben. Die Gegend zählt zu den Vierteln, die den unrühmlichen Titel „sozialer Brennpunkt“ tragen: hoher Anteil von Hartz-IV-Empfängern, Arbeitslosen und Hilfsjobbern, die meisten Einwohner mit ausländischen Wurzeln, 70 Nationen sind hier vertreten. Vor ein paar Jahren erklärte ein CDU-Bürgermeister den Kiez zur No-go-Area. Nachts, sagen manche, die sich hier auskennen, solle man bestimmte Straßen besser meiden. Tagsüber aber kommt der Soldiner Kiez wenig angsteinflößend daher: breite, aufgeräumte Bürgersteige, hier und da Altbauten, Spielplätze und die Panke, ein Flüsschen, das ruhig durch den Wedding fließt.

All die negativen Berichte über den Kiez, die schlechten Schlagzeilen, sie nerven Faysal Salhi. „Hier ist es nicht schlechter als woanders“, sagt er. „Ich jedenfalls habe mich noch nie bedroht gefühlt.“ Keine Regung im Gesicht des 40-Jährigen. Aber Ärger, ja Wut ist herauszuhören. Kein Wunder. Salhi, ein Zuwanderer aus Tunesien, arbeitet als Vorstand des arabischen Moscheevereins IZDB daran, dass es aufwärts geht mit dem Kiez. Im vierten Stock eines Hinterhofgebäudes hat sich die Gemeinde eingerichtet: ein Gebetsraum mit liebevoll verzierten Kuppeln in der Decke, ein kleines Lebensmittelgeschäft, Büchertische, links vom Eingang Unterrichtsräume.

Salhi ist keiner, der die Augen vor der Realität verschließt. Auch er kennt die Probleme im Kiez. Auch er weiß, dass die Zuwanderer, vor allem die aus der Türkei und arabischen Ländern, hier in einer geschlossenen Gesellschaft unter sich leben. Nur Ursache und Wirkung hören sich bei ihm anders an als etwa bei Tilo Sarrazin, dem SPD-Politiker und Bundesbankvorstand, der den Migranten in einem Interview vorhielt, sie wollten sich nicht integrieren, sondern produzierten lieber „ständig neue kleine Kopftuchmädchen“.



Macho-Gehabe: Die jugendlichen Migranten sind mittendrin und doch im Abseits.

Als Salhi diese Worte hörte, wäre er am liebsten ausgewandert. Jetzt malt er einen Kreis auf ein Blatt Papier. „Das sind Menschen, die alleingelassen werden und Hilfe brauchen“, sagt er. „Die kommen aus dem Kreis nicht mehr heraus.“ Er setzt einen Punkt auf das Blatt.

Salhi schildert die typischen Karrieren von Arabern im Kiez: Die meisten von ihnen sind Palästinenser, die aus dem Elend libanesischer Flüchtlingslager nach Deutschland flohen. Willkommen heißt sie hier keiner, der Staat duldet sie nur. Das bedeutet: Sie dürfen nicht arbeiten. „Was willst du da machen?“, fragt Salhi und legt die Hände auf den Kopf. Sie ziehen dorthin, wo sie Landsleute finden.

nur kurz. Vor allem die Frauen können häufig weder lesen noch schreiben. Wie sollen sie dann Deutsch lernen? Wie ihren Kindern vermitteln, dass sie etwas lernen müssen? Oder ihnen in der Schule helfen? Das deutsche Sozial- und Schulsystem ist ihnen fremd. An ihre Söhne und Töchter geben sie etwas ganz anderes weiter, etwas, was sie aus den libanesischen Flüchtlingslagern mitgebracht haben: Ihr habt sowieso keine Chance. „Die Jugendlichen kennen es nicht von zu Hause, sich um die eigene Zukunft zu kümmern“, sagt Salhi.

Stattdessen hängen sie auf der Straße ab. „Mist bauen“, wie Mahmud es nennt, „alte Leute anpöbeln“, „Mädchen anmachen“, ein bisschen klauen hier, ein kleiner Überfall da. „Die Jungs wissen nicht, wie sie ihre Tage verbringen sollen“, erzählt der 16-Jährige. „Das machen sie aus Langeweile. Die haben nichts Besseres zu tun.“ Die Jüngeren und Schwächeren kopieren das Verhalten der Älteren und Stärkeren. Seltsame Rituale entwickeln sich. Wer sich den Nacken frisch rasiert hat, bekommt von den anderen einen Klatscher. Das finden die Jungs cool. Gewalt ist die Sprache, die unter ihnen jeder versteht. Geredet wird bei Konflikten jedenfalls nicht lange.

Mahmud schüttelt den Kopf über seine Kumpels, die er „meine Jungs“ nennt. Die also blaffte er neulich an: „Wollt ihr etwa von Hartz IV leben?“ Viele von ihnen würden auf die Schule verzichten. „Die sagen: Warum soll ich arbeiten, wenn mir der Staat Geld gibt?“

Irgendwann sitzen sie dann in den Jobcentern und hören sich widerwillig an, was ihnen die Mitarbeiter erzählen: dass

sie besser Deutsch lernen und ihren Hauptschulabschluss nachholen müssen. „Wenn sie wirklich wollen, dann können sie das erreichen“, sagt Konrad Tack. „Da gibt es Programme.“ In der Theorie. Die Praxis sieht oft anders aus. Tack weiß, wovon er redet. Der 67-Jährige leitet das Jobcenter von Neukölln, einem Berliner Bezirk, der ähnliche Probleme wie der Wedding hat. Drei von vier seiner „Kunden unter 25 Jahren“ hätten keinen Schulabschluss, sagt Tack. 70 Prozent von ihnen sind Migranten. „Wenn die Motivation bei ihnen ausreicht, können sie noch einen Hauptschulabschluss schaffen.“ Wenn. Tack macht eine Pause. Dann sagt er: „In einer bemerkenswerten Zahl von Fällen reicht die Motivation nicht aus.“

Mahmud also möchte zur Polizei. Warum, das kann er nicht genau erklären. „Keine Ahnung“, meint er und fügt hinzu: „Wenn man die Gewalt auf der Straße sieht ...“ Als er seinen Kumpels davon erzählte, lachten die nur. Polizisten sind für sie nur die Vertreter eines Staates, in dem sie sich fremd fühlen und den sie ablehnen. Von der Polizei an die Wand gestellt und kontrolliert zu werden, ihr gegenüber eine dicke Lippe zu riskieren, gilt nicht als Makel, sondern als Ehre. Zur Polizei zu gehen heißt, sein soziales Umfeld zu verlassen. Es ist eine mutige Entscheidung.

Von seinen Eltern musste sich Mahmud früher ärgern lassen. „Willst du Müllmann werden?“, fragten sie ihn, wenn er schlechte Noten bekam. Will er nicht. Neulich war er im Berufsinformationszentrum. Er weiß, dass er einen Abschluss braucht, um Polizist werden zu können. Er hofft, dass seine Lehrerin ein Einsehen hat: „Jetzt muss ich einstecken.“

